

# Wie entsteht Neues in der Wissenschaft?

■ VON TONY HOFMANN

Vor einiger Zeit habe ich mit Johannes Wiltschko telefoniert. Als neu angeworbener Redakteur des Focusing-Journals bin ich ab sofort für das Ressort »Wissenschaft« zuständig. Ich freue mich darüber, diese Aufgabe übernehmen zu können. Denn das Thema Wissenschaft interessiert und fasziniert mich. Was geht und was geht nicht in der Wissenschaft? Schon zu Beginn meines Studiums wollte ich Antworten auf diese Frage finden. Ich erinnere mich daran, wie ich vor mehr als zehn Jahren mit meinem Professor für Methodenlehre an der Universität diskutiert habe, vorne am Pult, nach der Vorlesung. Damals war ich etwas über 20 Jahre alt. Ich glaube, dass ich ihn etwas genervt habe mit meinen naiven Fragen. Heute, wo ich selbst als Dozent arbeite, habe ich manchmal Lust, die Vorlesung zur Wissenschaftstheorie zu halten. Die Studierenden mögen dieses Fach nicht so richtig. Das war auch schon so, als ich noch selbst studiert habe.

Ich frage mich: Warum ist das so? Was macht die Wissenschaftstheorie, also die Wissenschaft, die von der Wissenschaft handelt, so schwer verständlich? Eine mögliche Antwort könnte darin liegen, dass Wissenschaft den Anspruch hat, möglichst logisch konsistente Inhalte zu präsentieren. Auch die Methodik in der Forschung sollte, folgt man den gängigen Sichtweisen im universitären System, möglichst planbar, objektiv beschreibbar und reproduzierbar sein. Nur so können nach dem üblichen Wissenschaftsverständnis gültige Ergebnisse gefunden werden. Ich vermute, dies macht die Wissenschaft und insbesondere auch die Wissenschaftstheorie für viele Studierende so anspruchsvoll. Wenn ich Studierende bei der Erstellung ihrer Abschlussarbeiten betreue, haben sie anfangs oft Angst davor, ihre eigenen Gedanken zu äußern. Sie

fürchten dann: »Das, was ich selbst denke, ist doch nicht wissenschaftlich genug.« Sie haben Angst vor dem Zulassen und der Darstellung ihrer eigenen Gedanken, so als ob diese nicht genügen würden.

## Intelligente Lust, lustvolle Intelligenz

Ohne eigene Gedanken, und das ist die Krux an der ganzen Sache, gäbe es jedoch keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Und neue Gedanken entstehen nicht so sehr durch Planbarkeit und Logik, sondern eher durch die erlebte Lust an einem Thema. Ich weiß nicht, ob Lust das passende Wort ist. Ich meine damit nicht die sexuelle Lust im Sinne von Freud, die etwas Triebhaftes hat. Statt Lust könnte man auch sagen: Sehnsucht, Wollen oder Drängen. Der Wunsch, etwas voranzutragen, weiterzuführen, stimmiger zu machen. Diese Art von Forscher-Lust ist gemeint.

Sie hilft mir zum Beispiel bei der Erstellung einer Arbeit, den grauen Brei an möglichen Themen, die später in den Text Einzug finden sollen, zu strukturieren. Wenn ich der Lust nachspüre, dann spüre ich auch, welche theoretischen Ansätze zu einer Arbeit gehören und welche nicht. Die Lust liefert auf ihre Art harte, inhaltliche Kriterien dafür, auf welche Theorien ich Bezug nehmen muss und auf welche nicht. Das Wort Lust heißt hier nicht »Arbeiten nach Lust und Laune« oder »Ich mach nur das, was mir Spaß macht«. Die Lust hat auf keinen Fall etwas mit Faulheit oder bloßer Launenhaftigkeit zu tun. Sie ist eben nicht beliebig, sondern sie ist in ihrer feinsten Präzision ein unbestechliches Richtschwert, das mir hilft und das mich führt. Die Lust ist ein intuitives Gespür, das ein wissenschaftlich arbeitender Mensch unbedingt braucht, um dem Thema, mit dem er sich auseinander-

Die Lust ist eben nicht beliebig, sondern sie ist in ihrer feinsten Präzision ein unbestechliches Richtschwert, das mir hilft und das mich führt.



setzt, eine eigene Form geben zu können. Ohne die Lust einer Forscherin wäre ihre wissenschaftliche Arbeit lediglich ein bloßes Konglomerat aus logisch zusammengeführten Versatzstücken ohne lebendigen, inneren Zusammenhalt. Eine solche Arbeit wäre nicht wirklich ihre eigene Arbeit, sie trüge keine Handschrift, sie wäre nicht ihr eigenes Werk. Vielmehr gliche sie eher einem baukastenähnlichen Einkauf nach dem Ikea-Prinzip. Ein anonymes »man« betriebe dann die Wissenschaft, und nicht ein lebendiger, wollender Mensch.

Die Lust, die Neugier, das Interesse für ein Thema muss zuerst da sein, um gute wissenschaftliche Theorien, Modelle und Konzepte erstellen zu können: Erst aus diesem feinen, intimen Empfinden heraus kann das entstehen, was am Ende den Kern, den roten Faden und den Leitgedanken einer wissenschaftlichen Arbeit ausmachen wird. Die Lust hat Kraft und ist das Potenzial, das am Anfang steht, sie ist der Hinweisgeber dafür, wohin die Reise gehen wird. Zugleich ist sie Wegweiser, wenn man sich unterwegs ver-

läuft. Der feine, lustvolle Forscherdrang, den ein Wissenschaftler in seinem Brust- und Bauchraum verspürt, ist Kompass in den verwirrenden Stürmen und Untiefen der Literatursichtung. Er hilft ihm später, Formulierungen zu finden, die stimmig sind, wenn es darum geht, konkrete Textabschnitte zu formulieren. Außerdem macht er Vorschläge für empirische Fragen und zeigt dem Autor der Arbeit am Ende der Auseinandersetzung mit dem Thema auf, wo noch Unklarheiten zu beseitigen sind und wo bereits gute, stimmige Gedanken und Ergebnisse gefunden wurden. Dieses Drängen ist an sich immer lustvoll – denn es fühlt sich einfach gut an, etwas zu erkennen und zu klären, zu formulieren und für andere Menschen festzuhalten. Oder?

### **Innere Zwiegespräche, die das Thema vorantragen**

Die Lust ist für eine Wissenschaftlerin in jeder Phase des Arbeitens ein »inneres Gegenüber«, an das sie Detailfragen richten kann: »Was an dieser oder jener Theorie finde ich

Wissenschaft darf und soll in ihrem Innersten ein Vergnügen sein und Spaß machen.

interessant?« »Was genau an jenem Modell langweilt mich?« »Was ist für mich das Spannende an dem Ansatz von Autor XY?« »Was ist für mich das Aufregende an jenem Gedanken, den ich irgendwo in den Fußnoten eines Buches gefunden habe?« »Warum eigentlich lässt mich diese fremde Theorie nicht los, die auf den ersten Blick gar nichts mit meinem Thema zu tun hat?« Auf all diese und unzählige andere Fragen kann die Lust sehr präzise Auskunft geben.

Befrage ich sie, so befrage ich in ihr »mich selbst«. Ich richte dabei meine Aufmerksamkeit auf meine eigene wissenschaftliche Neugier und in der Neugier zugleich auf mein eigenes implizites Verständnis des Themas. Bin ich geduldig und nachsichtig genug mit mir selbst, wenn Antworten nicht wie aus der Pistole geschossen zu mir kommen, sondern eine Weile brauchen, um sich zu entfalten, so finde ich nach und nach zu immer präziseren Begriffen. Diese Begriffe kommen nicht aus Büchern, sondern sie sind tatsächlich meine eigenen. Sie sind für einen Wissenschaftler so wertvoll wie Gold, denn sie sind der Rohstoff, das Material, die Fäden, aus denen eigene, individuelle Thesen, Modelle und Theorien, Experimente und empirische Werkzeuge gestrickt werden können. Indem ich mich selbst befrage, komme ich zu meinen ganz eigenen, expliziten, aufschreibbaren Gedanken, die nur ich so, auf diese spezielle und genaue Art, denke. Es sind neue Gedanken, die mich und mit mir zugleich das Thema, zu dem ich forsche, vorantragen. Nur auf diese Art wird eine wissenschaftliche Arbeit eine gute Arbeit. Nur so entsteht aus mir selbst heraus ein stimmiges inhaltliches Kerngerüst, das das Thema der Arbeit Satz für Satz als etwas Neues erschafft und dieses Neue in die wissenschaftliche (Fach-)Welt hinein trägt.

Wissenschaft darf und soll in ihrem Innersten ein Vergnügen sein und Spaß machen. Manchmal gibt es natürlich auch die »Schwierigkeiten der Ebene«. Dann geht es einfach darum, Dinge abzuarbeiten, abzuhaken und voranzukommen. Bereitet jedoch das Arbeiten im innersten Kern keine Freude, so wird auch die Arbeit, die dabei entsteht, nicht gut. Denn dann ist sie blutleer und fade, sie gleicht eher einer bloßen Auflistung und das Thema wird nicht in seinem Kern durchdrungen. Wissenschaft darf und soll befriedigen. Nur so setzt sich das innerste Anliegen eines Menschen, der sich entschieden hat, Wissenschaft zu betrei-

ben, in angemessener Weise fort, und zwar sowohl im Rahmen der wissenschaftlichen Spielregeln, als auch in deren Veränderung, Weiterentwicklung und Anpassung.

Denke ich noch einmal an die Studierenden, die im Fach Wissenschaftstheorie durchfallen, so fällt mir auf: Wissenschaftstheorie kann diesen kreativen, lustvollen Prozess, der Neues hervorbringt, nicht beschreiben. Er entzieht sich jeglichen Regeln und Paradigmen, Erklärungsversuchen und Systematisierungen der Forschungsmethodik.

### Logik und Kreativität können einander ergänzen

Eine Alternative zu unserem bisher gängigen Wissenschaftsideal habe ich in Gene Gendlins »Erste-Person-Wissenschaft« gefunden. Hier macht Gendlin den Versuch, eine neue Art des Denkens zu entwickeln, in der sowohl wir selbst, mit unserer Lust und Kreativität, als auch die strenge wissenschaftliche Methodik, die ihren Vorteil in einer hohen logischen Präzision hat, Platz finden. Neues, so schreibt Gendlin in seinem Hauptwerk, dem »Prozess-Modell«\*, entsteht dadurch, dass ein gestoppter Lebensprozess trotz des Stopps weiter wünscht, sehnt, will und braucht.

Dieses Sehnen kennen wir aus unserem ganz normalen Leben. Sich lebendig fühlen heißt: Schritte machen. Und seien sie auch noch so klein und scheinbar unbedeutend. Dinge tun, sagen, ausdrücken, statt zu schweigen. Einen Freund besuchen, abends mal weggehen, die Sonne auf der Haut spüren, weil es sich gut anfühlt. Von innen her handeln. So handeln, dass es sich ein klein wenig richtiger anfühlt, zu handeln, als nichts zu tun. Und immer dann, wenn eine Grenze kommt, weitermachen. Dennoch. Neue Möglichkeiten finden. Manchmal gelingt das, und der Lebensprozess findet eine kleine Tür, durch die er weiter voranschreiten, sich fortsetzen kann.

Auch Wissenschaft ist Leben. Auch in der Wissenschaft gibt es dieses Sehnen. Denken wir Wissenschaft auf diese Art, so wächst sie aus einem lebendigen Grund heraus, setzt sich aus der lebendigen Kraft einer jeden Person fort, die Wissenschaft betreibt. Wie ein Baum, der tief in der Erde wurzelt und von dort seine Kraft bezieht, sind auch wissenschaftliche Theorien dann kraftvoll, wenn sie aus der individuellen Lebendigkeit eines Menschen heraus entstehen.

Und nur dann macht wissenschaftliches Arbeiten überhaupt Sinn. Denn warum sonst sollten wir forschen, wenn nicht deshalb, weil wir darin ein Gefühl von Stimmigkeit und Erfüllung empfinden? Die Formel lautet also: Wenn sich etwas noch nicht stimmig anfühlt: fragen! Wenn etwas noch nicht befriedigt: fragen! Die naivsten Fragen sind dabei die besten Fragen – denn das sind die Fragen, die wirklich weiter bringen. Ich freue mich darüber, wenn mich Studierende mit naiven Fragen nerven und keine Ruhe

lassen. Ich glaube, aus ihnen werden mal gute Wissenschaftler.

Herzlichen Dank an Christina Sprenger und Johannes Wiltschko für die Rückmeldungen zu meinem Text!

#### Anmerkung

\* Vgl. Eugene T. Gendlin: Ein Prozess-Modell. Karl Alber Verlag, Freiburg 2015



**TONY HOFMANN**,  
Dipl.-Psychologe und Psychotherapeut (HP), ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Würzburg  
mail@tonyhofmann.de,  
www.tonyhofmann.de

## Ein Felt Sense zwischen Schweizer Bergen und Pink Floyd

Kann man sich wirklich auf diesen focusing-spezifischen Felt Sense verlassen? Darauf, dass sich das, was da so diffus daherkommt, als tatsächlich ernstzunehmender Wegweiser für das Leben erweist?

An der Entstehung eines Felt Senses genau dieser Art kann sich erfreuen, wer einen Abend lang die Performance der Schweizer Sängerin Erika Stucky genießt. Sie zeigt auf einer Leinwand schroffe Hochgebirgsgipfel, die von Geiern oder Raben krächzend umflogen werden, Gestalten, die sich wie in Ritualen aus alten Zeiten über die grasbewachsenen Matten bewegen, gekleidet in Umhängen, die mit Federn besetzt sind. Sie setzt dabei ihre eigene Gestalt und die ihrer Bandmitglieder als Schattenwürfe ein, um sich wechselweise klein oder riesig auf dieser Leinwand darzustellen. Traum-szenen. Und wenn sie dann auf Schweizerdeutsch erklärt, was es mit den Geiern auf sich hat, die in eine Gletscherspalte fliegen und sich dann dort unten Geschichten erzählen, stellt sich diese Ahnung ein, dass es jetzt in Bereiche geht, die zumeist nicht auf der Bewusstseinsoberfläche liegen. Etwas Grusliges, Machtvolles, Unheimliches kündigt sich an, man spürt, es geht an die Wurzeln archaischer Gefühle und – man fühlt sich angesichts dieser lustvoll fabulierenden, singenden und musizierenden Künstlerin und ihrer österreichischen Bandmitglieder bestens aufgehoben in dieser



Erwartung. Die Geschichten und Jazzsongs, u.a. eine Interpretation des Pink-Floyd-Songs »Breathe«, führen unerwartet in die Tiefe. Immer weiter lässt man sich von Erika Stucky hinabführen und erfüllen von dieser Energie, die sich im Laufe des Abends in Körper und Kopf ausbreitet.

Am Ende dieser Vorstellung verlässt man das Theater mit einem herrlich anarchistischen Felt Sense, den zu bewahren und im Alltag einzusetzen man sich fest vornimmt.

MICHAELA BREIT

**ERIKA STUCKY:**  
**Wally und die sieben Geier**  
Termine in Deutschland und der Schweiz unter:  
[www.erikastucky.ch](http://www.erikastucky.ch)